

Nr. 179. Bromberg, den 6. August 1930.

Das Gift.

Roman von **William le Queux**.

Alle Rechte durch Grete v. Urbanitzky, Wien.
Bearbeitet von Dr. Otto Borschke.

11. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Dankbar? — Dankbar einem Manne gegenüber, in dessen Absicht es liegt, Sie, wenn es ihm einfällt, in ein besseres Jenseits zu befördern?"

„Sind Sie verrückt?" rief sie aus. „Erklären Sie sich näher — wieso kommen Sie auf diese furchtbaren Anschuldigungen gegen Herrn De Gex?"

„Bitte, vergessen Sie nicht, gnädige Frau, daß ich vor allem Ihretwegen hier bin und erst in zweiter Linie meinetwegen. Wir beide, Sie und ich, sind nur als Opfer ausersehen, denn wir besitzen gewisse Kenntnisse, die, falls wir sie veröffentlichen würden, dem Millionär Schmach und Schande bringen würden. Ihr Gemahl, Sie und ich sind bloß Schachfiguren in dem schlauen Spiel dieses Mannes — einem Spiel, bei dem ihm Doktor Moroni hilft und dem wir zum Opfer fallen können, wenn wir nicht auf unserer Hut sind." — Meine Worte schienen auf sie Eindruck zu machen, denn sie sagte:

„Was sollen wir denn tun?"

„Seien Sie offen zu mir", erwiderte ich. „Wir sind beide verloren, wenn wir unsere Augen nicht offen halten in bezug auf den Anschlag, den unser Freund De Gex und Tito Moroni gegen uns planen."

„Moroni ist einer der bekanntesten Ärzte von Florenz", bemerkte sie. „Was soll ich tun, Herr Garfield? Für mich ist die Nachricht, daß De Gex mein Feind ist, ein schwerer Schlag und ich muß zugeben, daß ich es kaum glauben kann."

Gern hätte ich mich ihr ganz anvertraut und ihr erzählt, was ich seit jener Novembernacht erlebt hatte, doch ich war mir noch nicht im klaren, welche Haltung sie gegen mich einnahm. Vielleicht könnte sie nach seiner Rückkehr zu De Gex gehen und ihm von unserer Unterredung erzählen. In diesem Falle wäre für mich alle Hoffnung geschwunden, das Geheimnis der Gabriele Engledue zu entschleiern.

„Ich erhebe gegen De Gex die Anschuldigung, daß er Ihr Feind ist, Frau Cullerton", erklärte ich. „In jener Nacht, als in der Villa Clementini der Ball stattfand, hatte er das Mittel in der Tasche, das für Sie verhängnisvoll werden kann. Es war eine kleine Glaskapsel, die ihm Moroni gebracht hatte. Der Arzt hatte ihn aber gewarnt, die Kapsel zu zerbrechen, widrigenfalls er sich selbst gefährden könnte."

Mit offenem Munde starrte sie mich an.

„Das kann ich nicht glauben!" rief sie aus. „Nie würde De Gex so gegen mich handeln, wir sind doch Freunde — alte Freunde."

„Das mag sein, doch ich weiß es. Er heuchelt Ihnen gegenüber Freundschaft, doch sein Plan geht dahin, Ihre Lippen zu verschließen — er hat irgendwie Angst vor Ihnen."

„Sprechen Sie wirklich im Ernst?" fragte sie und sah mir dabei in die Augen.

„Gewiß. Ich bin zu Ihnen gekommen, um Sie zu warnen, ich weiß, daß Ihnen ein Unheil droht. Nur bitte ich Sie, diese Nachricht für sich zu behalten — beobachten Sie De Gex, doch sprechen Sie kein Wort darüber."

„Das habe ich Ihnen bereits versprochen", bemerkte sie.

„Auch Ihrem Gatten dürfen Sie nichts sagen; er ist De Gex verpflichtet und könnte ihm vielleicht berichten, was ich Ihnen gesagt habe. Auch meinen Namen darf De Gex nicht erfahren."

„Weshalb?"

„Weil er sonst sofort vermuten würde, woher Sie Ihre Kenntnisse haben."

„Welchen Zweck verfolgen Sie eigentlich mit dem Ganzen, Herr Garfield?"

„Ich will Gabriele Engledue ausfindig machen, denn ich bin neugierig, ob sie nicht mit der jungen Dame identisch ist, die Sie unter dem Namen Tennison kennen."

„Wo trafen Sie mit diesem Fräulein Engledue zusammen?" fragte Frau Cullerton, indem sie mich forschend anblickte.

Ich zögerte einen Augenblick mit der Antwort.

„In London — im Hause eines gemeinsamen Bekannten", sagte ich dann.

Sie schien mir nicht recht zu glauben.

„Und weshalb suchen Sie die junge Dame jetzt?"

„Ich habe einen bestimmten Zweck im Auge."

„Haben Sie sich vielleicht gar in sie verliebt?" fragte sie lächelnd.

„Das nicht", beruhigte ich sie, „doch ich habe einen ernsten, privaten Grund, sie zu suchen — ich habe einige Fragen an sie zu richten."

„Worüber? Nun ist die Reihe zu fragen an mir", setzte sie heiter hinzu.

„Über eine Angelegenheit, die uns beide angeht", gab ich ausweichend zur Antwort. „Leider kann ich mich nicht näher erklären. Es liegt ein dunkles Geheimnis vor und ich habe die hohe Absicht, es zu entschleiern und mit Ihrer Hilfe meinem Feinde zu entwischen."

„Wer ist Ihr Feind?"

„Oswald De Gex — ebenso wie der Ihrige. Wüßten Sie das, was ich im Laufe der letzten Wochen in Erfahrung gebracht habe, so wären Sie gleichfalls entsetzt. Ich bitte Sie nur nochmals, Ihre Augen offen zu halten — ich für meine Person will fortfahren, die Wahrheit zu ergründen."

„Die Wahrheit, worüber."

„Über Gabriele Engledue."

Die hübsche, kleine Frau sah mich einige Augenblicke lang an, ohne ein Wort zu sprechen. Ein seltsam harter Zug lag um ihren Mund, als sie dann sagte:

„Lassen Sie es sich gesagt sein, Herr Garfield, niemals werden Sie das herausbringen, was Sie wissen wollen — die Wahrheit liegt zu tief."

„Was? — Sie wissen also doch etwas darüber?" rief ich aus.

„Ja, es ist wahr", erwiderte sie leise. „Ich weiß etwas — ein Geheimnis, das niemals über meine Lippen kommen darf!"

Zehntes Kapitel.

Monsieur Suzor taucht wieder auf.

Frau Cullertons Worte überraschten mich nicht wenig. Ich dachte, es würde mir gelingen, ihr die Wahrheit zu entlocken, doch ich mußte bald einsehen, daß sie fest entschlossen war, das Geheimnis für sich zu behalten. Ob sie meiner Behauptung von der Gefahr, die ihr drohte, Glauben schenkte, war zweifelhaft. Sie schien sich ganz im Banne des Millionärs zu befinden, der ihren Mann vor dem Ruin gerettet hatte.

Ich blieb noch eine Viertelstunde, dann empfahl ich mich, da anderer Besuch kam.

Ich hielt mich noch einige Tage in Florenz auf, dann fuhr ich nach London zurück. Als ich im Gare du Nord in Paris in den Expreßzug nach Calais stieg, war ich angenehm überrascht, unter meinen Mitreisenden den französischen Bankbeamten zu finden, den ich auf jener denkwürdigen Reise von York nach London getroffen hatte. Er erkannte mich sofort wieder und ich fragte ihn, warum er denn nicht im Flugzeug über den Kanal reiste, wie dies seine Gewohnheit war.

„Ach", erklärte er, „als ich vor drei Wochen hinüberflog, kamen wir über dem Kanal in einen dichten Nebel, und das war nicht sonderlich angenehm. Deshalb reise ich diesmal lieber mit der Eisenbahn."

Wir wechselten unsere Karten. Er hieß Gastor Suzor. Wir verbrachten die Fahrt von Paris nach Calais in anregendem Geplauder und blieben auch auf dem Dampfer beisammen.

In Charing Croß trennten wir uns. Monsieur Suzor stieg im Hotel Carlton ab, während ich mich in meine Wohnung begab.

Auf dem Tisch im Speisezimmer lag ein Brief. Hambledon war in Cardiff und hatte mir Nachricht hinterlassen, falls ich unerwarteterweise zurückkommen sollte. In der Wohnung war es kalt und unfreundlich, ich ging deshalb ins Restaurant speisen.

Alle meine Gedanken waren auf Gabriele Tennison gerichtet, die mit ihrer Mutter in einem kleinen Hause in Carls Court lebte. Ich fuhr mit einem Taxi hin, und nachdem ich in mehreren umliegenden Geschäften nachgefragt hatte, fand ich schließlich das Haus, in welchem Frau Tennison mit ihrer Tochter wohnte. Da es schon spät war, hielt ich es für zwecklos, das Haus zu beobachten, ob das Mädchen nicht herauskommen würde.

So bezog ich denn am nächsten Vormittag meinen Beobachtungsposten am Ende der Straße, von wo aus ich das in Rede stehende Haus gut im Auge hatte. Meine Geduld wurde auf eine lange Probe gestellt, denn erst um drei Uhr nachmittags wurde meine Ausdauer belohnt.

Plötzlich ging das Haustor auf und die schlanke Gestalt eines Mädchens kam die Stufen herunter, von einer älteren Frau gefolgt. Als sie in meine Nähe kamen, sah ich, daß es das Mädchen war, das ich in Florenz mit Moroni gesehen hatte, während die Begleiterin, der Kleidung nach zu schließen, jedenfalls eine alte Dienerin war.

Das geheimnisvolle Mädchen war elegant in Schwarz gekleidet und bot einen ganz anderen Anblick als damals in Florenz. Doch auf ihrem hübschen Gesicht lag immer noch dieser müde, leere Ausdruck. Sie schritt an mir vorbei, ohne mich anzusehen, die Frau an ihrer Seite hatte ihren Arm in den ihrigen eingehängt.

Sie gingen in der Richtung gegen Kensington High Street, und ich folgte in angemessener Entfernung. Hie und da verlor ich das Paar im Gedränge aus den Augen, hielt mich aber doch auf ihren Fersen. Manchmal blieben sie vor einer Auslage stehen, doch nur aus Interesse von seiten der Dienerin, denn Gabriele Tennison — oder wie sie wirklich heißen mochte — schien nichts von dem zu sehen, was um sie vorging. Wie in einem Traume schritt sie dahin, auf ihrem Gesicht stand das Leid geschrieben, und ich bemerkte, daß sich mehrere Herren und Damen nach ihr umdrehten.

Die beiden traten dann in den Kensingtongarten ein und schlenderten unter den entlaubten, kahlen Bäumen auf den Kieswege dahin. Das Wetter war kalt, doch schön, deshalb gingen ziemlich viele Leute hier spazieren, auch viele Mädchen mit den Kindern der Wohlhabenden aus der umliegenden Gegend waren zu sehen.

Langsam waren die beiden ein Stück längs des Hauptweges gegangen, da nahmen sie auf einer Bank gerade gegenüber dem Kensington-Palais Platz.

Da mich weder die Dienerin noch ihre junge Herrin bisher bemerkt hatten, ließ ich mich ebenfalls rasch auf einer in der Nähe stehenden Bank nieder, von wo aus ich sie gut im Auge behalten konnte. — Im Gespräch mit der Frauensperson schien das Mädchen lebhafter zu sein, denn sie machte eine leichte Handbewegung, als wehre sie eine Bemerkung ihrer Begleiterin ab. Da fuhr ich überrascht zusammen.

Über den Weg kam eine Gestalt in grauem Überrock und mit einem weichen, braunen Hut daher, die ich sofort erkannte. Der Fremde ging schnurstracks auf die Bank zu, auf der die beiden Frauen saßen, zog grüßend den Hut und setzte sich hierauf neben das Mädchen nieder.

Der Mann war Suzor, mein französischer Freund!

Daß sie mit der Absicht hierher gekommen waren, um ihn zu treffen, war nun ganz klar, denn nach einigen Augenblicken erhob sich die alte Frau lächelnd, ging weiter und ließ das Mädchen mit dem Franzosen allein. Was hatte dieses heimliche Zusammentreffen zu bedeuten? Denn heimlich war es, sonst hätte doch Monsieur Suzor in der Longridge Road vorgesprochen. Vielleicht fürchteten sie, daß sie beobachtet werden könnten, und hatten sich deshalb wie zufällig hier getroffen.

Ich sah, daß Suzor ernst mit Gabriele sprach. Eine Zeitlang saß sie mit den Händen im Schoß da und hörte ihm zu, dann schüttelte sie den Kopf und erhob ihre Hände, wie abwehrend. Dann ersah ich aus ihrer Haltung, daß sie ihn um etwas bat, doch er schien sich nicht aus seiner Ruhe bringen zu lassen.

Gern hätte ich gehört, was die beiden miteinander sprachen, doch ich konnte unmöglich näher kommen. Während ich so dasaß und die beiden beobachtete, mußte ich über ein ganz neues Problem nachdenken. Mein Freund aus Frankreich war wohl der Letzte, von dem ich vermutet hätte, daß er mit dem seltsamen Fall von der Stretton Street in Zusammenhang stünde. Es stiegen mir nun Zweifel auf, ob mein erstes Zusammentreffen mit ihm damals im Expreßzug zwischen York und London, knapp vor meinem erstaunlichen Erlebnis, ein bloß zufälliges gewesen war, oder ob es mit der Falle in Verbindung stand, die man mir so geschickt gelegt hatte, als ich am darauffolgenden Abend auf dem Wege zu meinem Onkel durch die Stretton Street gegangen war.

Verdächtig war es auch, daß ich den mysteriösen Suzor kürzlich in Paris auf dem Bahnhofe getroffen hatte, als ich eben im Begriffe stand, nach London zurückzukehren, um meine Nachforschungen fortzusetzen.

Als die beiden ungefähr zwanzig Minuten in ernstem Gespräche verbracht hatten, kam die Dienerin zurück. Nachdem Suzor einige Worte mit ihr gewechselt hatte, stand er auf, zog den Hut und entfernte sich.

Da ich nun die Wohnung des Mädchens kannte, hielt ich es für vorteilhafter, den französischen Bankbeamten im Auge zu behalten.

Er schlug den Weg ein, der am Teich vorbei gegen Rotten Row führt, und ich folgte ihm. Rasch schritt er dahin, wahrscheinlich war ihm beim Sitzen kalt geworden. Der Boden war hart gefroren, die grauen Wolken hingen tief herab, und alles deutete darauf hin, daß ein Schneesturm zu erwarten war.

Nachdem er Rotten Row durchschritten hatte, wandte er sich in die Richtung gegen Piccadilly, rief aber unterwegs einen vorbeikommenden Taxichauffeur an, dem er ein Fahrziel nannte.

Zum Glück fand ich ein anderes leeres Auto, dessen Lenker ich den Auftrag gab, das andere Auto im Auge zu behalten, wofür ich ihm doppelte Taxe versprach. Der Mann war sofort bei der Sache und wir fuhren durch die Oxford Street in die Euston Road, wo Suzor vor einem kleinen Hotel ausstieg und in dieses hineinging, nachdem er den Chauffeur entlohnt hatte.

Drei Stunden lang wartete ich vor dem Hause, doch er kam nicht mehr heraus. Dann begab ich mich ins Hotel Carlton, wo ich durch den Portier in Erfahrung brachte, daß Monsieur Suzor wohl dort logierte, doch nicht immer dort nächtige. Manchmal sei er zwei oder drei Tage lang abwesend, wahrscheinlich irgendwo auf dem Lande, meinte der Portier. (Fortsetzung folgt.)

Sommerchoral.

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Die kleine Stadt Mittenwalde in der Mark liegt an diesem Sommertage in praller Segenssonne. Was nur in des Römischen Reiches Streusandbüchse gedeihen will, quillt heute hoch, und grünes Lindengeriesel fließt süßen Duftes voll um das armselige Pfarrhaus, in dem seit fünf Jahren der Kandidat der Gottesgelahrtheit, Hauslehrer und Hilfsprediger Paulus Gerhardt aus Gräfenhainichen als Propst haust. Nicht unangefeindet freilich von seinem dienstälteren Diakonus, aber von der ganzen Gemeinde geliebt und geachtet. Sieht sie doch in ihm erfüllt, was das Berliner geistliche Ministerium dem Rate ihrer Stadt gegenüber rühmte, daß der ehrenfeste, vorachtbare und wohlgelehrte Herr Paulus Gerhardt wegen Fleiß und Erudition gar hoch zu preisen, auch eines guten Geistes und ungefälschter Lehre, dabei eines friedliebenden Gemüts und christlich untadelhaften Lebens sei.

Der also Geehrte steht am offenen Fenster seines Studierstübleins und schickt die klaren, wenn auch immer ein wenig schwermütigen Augen in den Garten, der voll Bienensummens ist. Manchmal fliegt ein Immlein zu ihm ins Zimmer, wo es dann, erschrocken über die toten Dinge, wieder in das grüne Leben treibt, bis es endlich im Korbe an der Hecke des Schulmeisters verschwindet. Mitten im Garten stehen im blauen Rittersporn und roten Akelei hohe weiße Lilien, die beinahe bis zu den Ästen des niedrigen Kirschbaumes aufsteigen, in dem die Sperlinge ihr Gelärm haben. Paul Gerhardt lächelt und denkt nicht daran, sie zu verscheuchen. Hat der Herrgott nicht auch sie geschaffen, und ist es nicht ein fröhlicher Anblick, wie sie munter durch die Äste stieben und sich lustig in den dünnen Zweigen schaukeln? Und wer könnte an solchem Tage, da alles sich der lieben Sonne freut, selbst in diesen vorwitzigen und unnützen Geschöpfen, wie Jungfer Lisabeth schilt, Angst und Todesgefahr erwecken?

Das Pförtlein zum Kirchhofe knarrt mißtönend in den rostigen Angeln. Eine junge, blasse Frau hebt es mühsam wieder ein und geht müde auf die blühende Ligusterlaube zu, um ein paar Herzschläge zu rasten, ehe sie ins Haus tritt. Es ist Herrn Gerhardts Eheliebste, des kurfürstlichen Kammergerichts-Advokaten Andreas Barthold zu Berlin älteste Tochter, die er im Februar des vergangenen Jahres in seine Gemeinde heimgeholt. Leise tritt er hinter den blaugestrichenen Laden, und ein Schatten geht über sein Gesicht, und er hört mit einem Male der Bienen harfenfeines Getön nicht mehr. Sie kommt aus der Kirche, in der seit fünf Monden ihr einziges Kind unter den kalten Steinplatten den letzten Schlummer schläft, und fast tut es ihm leid um ihretwillen, daß er die dunklen Worte des greisen Jakob an Pharao auf das Täflein über dieser traurigen Stätte schreiben ließ: „Wenig und böse ist die Zeit meines Lebens." Dann aber geht er langsam nach unten und schließt sein Weib in die Arme, bis ganz langsam ihre Tränen versiegen und sie beide ihren Weg in die Gemeinde machen, wie sie oft zusammen tun.

Überall sind heute die Augen blank, und selbst der alte Pahlmann, der immer noch um seinen Jungen trauert, der vor Wittstock blieb, gibt lächelnd der Frau Pastor die grobe Hand und setzt erst die Mütze wieder auf, als die beiden schon hinter den Trümmern des Grafenkruges verschwunden sind, den die Schweden in Asche legten und den noch keine Hand wieder aus Nesseln und Schierling hochzog. Dann ladet das Feld freundlich zu einem Gange. Stundenlang wandern sie unter dem lichten Gewoge der grünen Halme, schreiten durch Wiesen, die lieblich duften, lauschen dem Bächlein, das sich durch den Sand plaudert, rasten dann in einem kleinen Kiefernhaine und schauen in die sonnenwarme, heitere Gotteserde. Die Lerchen singen immerzu; manchmal ruft aus den wilden Rosenbüschen am Rande eine Goldammer, pocht ferne ein Specht, und hin und wieder kommt das fröhliche Geschrei der Hirten aus den Bruchwiesen wie ein silbernes Schifflein durch die blaue Luft geschwommen, die sich bauscht wie ein kurfürstliches Seidenbanner.

Der Propst der Mittenwalder Gemeinde hat seine Arme um ein junges Birkenbäumlein geschlungen, das schmiegsam hin und her schwankt, und spricht aus jubelvollem Herzen die mächtigen Worte des hundertundvierten Psalms, die sich ihm heiß auf die Lippen drängen. Anna Maria hat die Hände gefaltet, und ein tönender Segen gehen die Verse über sie hin. Ihr ist mit einem Male so überselig zumute, und sie spürt kaum, daß dieser braune, glänzende Waldboden sie trägt. „Ich will dem Herrn singen mein Leben lang und meinen Gott loben, so lange ich bin. Meine Rede müsse ihm wohlgefallen; ich freue mich des Herrn. Lobe den Herrn, meine Seele! Halleluja!" Paul Gerhardt beugt sich zu seinem Weib und küßt ihm die Hand. Vom Roggenfeld stäubt feierlich der Blütendunst. Und die Lerchen loben immerfort.

Sie gehen dem Städtlein zu, indessen die Sonne tiefer sinkt und die Fluren, rosig erleuchtet, aufglänzen wie Gileads Gefilde. Als sie die Schulzenwiesen erreichen, schallt schon der Abendsegen über die Felder. Es ist eine große Ruhe um sie her. Sie schreiten langsam heim, und bald wachsen die Gassen, die sich müde in das Abendrot legen, das leise die Giebel und Dächer streichelt. Paul Gerhardt sitzt bald in seinem Zimmerlein, während sie das Mahl rüstet. Der Kiel zieht Reim auf Reim aus dem ungefügen Tintenfaß, bis froh und freudig sich die Strophen fügen:

> Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
> In dieser lieben Sommerzeit
> An deines Gottes Gaben!

Immer schneller fliegt die Feder, und alle Engel, die um die Tagletze durch die stille Erde gehen, sitzen auf der Fensterbank und den Läden und geigen eine eitel holdselige Weise, schöner noch, als sie jemals Herr Crüger, der Kantor von St. Nikolai zu Berlin, für seine Praxis pietatis melica sang. Anna Maria, die lange schon vergeblich anpochte, dieweil die Hirse fast kalt wird, und endlich eintritt, steht mitten in diesem Himmelsreigen, und wie Honig aus goldenen Waben tropfen die Worte ihres Herrn in den heiligen Frieden dieser Stunde, da der Jordan mit tausend Wundern durchs aufgetane deutsche Land rinnt und die uralten Bibelworte sich innig um märkische Roggen- und Weizenfelder legen.

Dann wird es langsam Nacht. Vom Schulhaus her glimmt noch ein Lämplein. Draußen unter dem Fenster duftet der Pfeifenstrauch. Ein Wort will ihr gar nicht aus dem Sinn, und sie spricht es nach dem Tischgebet lächelnd und halbvergessen vor sich hin:

> Des süßen Weinstocks starker Saft
> Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
> In seinem schwachen Reise.

Paul Gerhardt sieht sie an und mag nicht fragen. Da fällt sie ihm um den Hals und sagt ganz heimlich die Verse, die er einst zur Hochzeit ihrer Schwester Sabine gedichtet:

> Es geht ein Englein vorne an,
> Und wo es geht, bestreut's die Bahn
> Mit Rosen und Violen.

Es stehen tausend Sterne über dem Mittenwalder Pfarrhaus in dieser Sommernacht, und der holdesten Englein eines singt Herrn Gerhardts Weib in seligen Traum, indessen er über seinem Papier sitzt und das frömmste aller Sommerlieder für die Berliner Freunde ins Reine schreibt.

Lili, das Gänsemädchen.

Humoreske von Kurt Miethke.

Es gibt wahre Geschichten, die so gut wirken, als ob sie erfunden wären. Hier ist eine davon, nur die äußeren Umstände wurden verändert, um der Person, um die es sich handelt, nicht ihren Erfolg zu verderben.

Es geschah, daß der Direktor der Oper einer europäischen Hauptstadt schwitzend in seinem Arbeitszimmer saß, als das Telephon klingelte. Sylvanus, so hieß der Direktor der Oper nicht, aber wir nennen ihn so.

Sylvanus ergriff knurrend den Hörer und fragte: „Wer ist da?"

„Fernamt. Der Badeort Calles meldet sich."

„Wer will mich sprechen?" schrie Sylvanus.

„Hier Menander. Ich spreche von Calles aus."
„Menander? Otto Menander?"
„Ja, ich bin es höchstpersönlich, Otto Menander, Musikkritiker des „Abend". Mein lieber Sylvanus, ist es nicht nett von mir, Sie anzurufen?"
„Freut mich aufrichtig. Was steht zu Diensten?"
„Lieber Sylvanus, ich habe eine Entdeckung gemacht."
„Wen haben Sie entdeckt?"
„Madame Galli-Curci."
„Reden Sie doch keinen Stuß! Madame Galli-Curci will er entdeckt haben, hehe! Eine Sängerin, die an der Metropolitan-Oper von Newyork mit einer Riesengage angestellt ist, braucht nicht von Ihnen erst entdeckt zu werden."
„Wie schlau Sie sind, Direktorchen! Ich meine natürlich, ich habe Madame Galli-Curci Nr. 2 entdeckt. Eine fabelhafte Stimme. Herrlichster, leuchtendster Sopran, den ich je gehört habe. Von einem unvorstellbaren Umfang. Spielend kommt Lili in die höchsten Höhen. Dabei — eine Figur hat das Kind! Graziös, schlank, dabei von einer rührenden Tapsigkeit und ein goldblondes Haar, also Sylvanus, ich sage Ihnen, dieses Haar erinnert an das Blond einer der Frauen Leonardo da Vincis, wissen Sie, ich meine das Bildnis, das man vor ein paar Jahren entdeckt hat . . ."
„Hören Sie auf! Wer und wo ist Ihre fabelhafte Entdeckung?"
„In Sullin, einem Dorf hier in der Nähe der Küste."
„Sullin? Nie gehört. Und ein Dorf. Was tut denn die Galli-Curci Nr. 2 dort?"
„Sie lädt Mist auf."
„Was?"
„Sie lädt Mist auf, aber gewöhnlich hütet sie Gänse."
„Hat sie wahrhaftig eine so schöne Stimme?"
„Wenn Sie es nicht glauben wollen — Lili, komm mal her! Sie steht nämlich neben mir am Telephon, und wenn Sie es wünschen, wird sie Ihnen etwas vorsingen. Wollen Sie?"
Natürlich wollte Direktor Sylvanus. Aufgeregt preßte er die Hörmuschel ans Ohr, aufgeregt horchte er, als Lili ein schlichtes Volkslied sang. Als sie dann die zweite Strophe mit spielender Leichtigkeit eine ganze Oktave höher wiederholte, brüllte er: „Mein teurer Menander, ich komme sofort im Auto nach Calles. In zwei Stunden bin ich da."
„Georg!" schrie er dann den Pressechef der Oper an. „Ziehen Sie sich sofort an, Sie verschlafenes Faultier! Es gibt eine Sensation."
Drei Minuten später raste das Auto mit Sylvanus und Georg Manini, dem Pressechef, von der Oper fort. Raste durch den Norden des Landes nach dem Badeort Calles, fuhr mit knirschenden Bremsen zum Eingang des Grand Hotels, und sieben Minuten später schon küßte Direktor Sylvanus der Gänsehüterin Lili die nicht gerade hinreißend sauberen Hände.
Und Lili sang. Sylvanus fiel dem Kritiker Menander um den Hals. Vergessen war die letzte „Verreißung" der Wagneraufführung, vergessen jede schlechte Kritik Menanders überhaupt. Lili war die große Entdeckung des Tages.
Der Pressechef der Oper, Manini, bekam zu tun. Im Laufe der nächsten Wochen schrieben sämtliche Blätter der Hauptstadt immer wieder spaltenlange Artikel über Lili Moland. Professor Kerl, der berühmte Ludwig Kerl, eine der größten deutschen Gesangskapazitäten, hatte die stimmliche Ausbildung Lili Molands übernommen. Einen Monat nach der Entdeckung schon sang sie im Radio. „Volksliederabend des Gänsemädchens Lili."
Ganz Europa hing begeistert am Lautsprecher und berauschte sich an dem Wohlklang dieser Stimme. Lili Moland wurde von einer der führenden Schallplattenfabriken verpflichtet, Volkslieder zu singen, und der ungeheure Plattenumsatz trieb die Aktien der Gesellschaft in schwindelnde Höhen.
Bald aber konnte Lili unter Professor Kerls Leitung mehr leisten. Sie trat zum erstenmal als Gretchen in einer Faustaufführung auf, und der Beifall war überwältigend.
Von da ab hatte die Oper gute Zeit. Lili, die Gänsehüterin, stand im Mittelpunkt des Interesses. Sie war die große Sensation des Tages. Und ein Jahr später durfte Lili Moland von sich behaupten, zu den populärsten Sängerinnen des Landes zu gehören

Schade, schade, daß die Frau so spröde war. Nein, sie wollte auf keinen Fall heiraten. Antrag auf Antrag lehnte sie achselzuckend ab.
Eines Abends kam Direktor Sylvanus zu ihr in die Garderobe.
Lili war gerade im Begriff gewesen, ihr Kostüm anzuziehen. Sie versuchte, als der Direktor eintrat, schnell ihre nackte Schulter zu bedecken, aber es war zu spät.
Sylvanus hatte es schon gesehen. Es — das sternförmige braune Mal auf dem rechten Schulterblatt. Die Augen drohten Sylvanus aus dem Kopf zu fallen. „Du — Carola?" schrie er.
„Halt den Rand", sagte Lili, „um Himmelswillen!"
„Du bist es, Carola?" bebte Sylvanus.
„Ja, ich bin es. Und du bist eins der größten Schafe auf Gottes Erdboden, damit du es weißt", lachte Lili und begann sich die Lippen zu schminken.
„Ja, aber wie ist denn das bloß möglich?" jammerte der Direktor verdattert.
„Na, doch sehr einfach. Ich konnte es auf dem üblichen Wege halt zu nichts bringen, da bin ich eben einen unüblichen Weg gegangen. Was hast du mir denn auch für Rollen gegeben, als ich noch Carola hieß? Lächerliche Statistenrollen. Da sagte mir eines Tages Georg: „Carola, ich habe eine Idee. Du mußt verschwinden, vergessen, und eines Tages neu entdeckt werden. Nur so kannst du es zu etwas bringen." Siehst du, und das habe ich gemacht. Menander mußte mich als Gänsemädel entdecken, du mußtest dich meiner versichern, und Georg die nötige Reklame für mich machen."
„Georg Manini also hatte den Einfall. Was hatte er denn für ein Interesse an dir?"
„Warum soll mein Mann keine Interesse an mir haben?"
„Dein Mann? Du bist mit Manini verheiratet?"
„Natürlich, schon seit fünf Jahren."
„Elendes Weib, du hast mich betrogen, hineingelegt hast du mich. Ich schmeiße dich hinaus, Betrügerin!"
„Das wirst du nicht tun, Dickerchen. Als ich noch Carola war, hattest du Kassensorgen über Kassensorgen. Als ich Lili, die Gänsehüterin, wurde, füllte sich dein Theater jeden Abend. Stimmt das oder stimmt es nicht?"
„Du hast recht", seufzte Sylvanus, „aber eins sage ich dir: Jetzt gehe ich hin und haue diesem Manini, deinem sauberen Gatten, eine herunter."
„Tu das bitte", lächelte Lili alias Carola, „aber laß mich dabei sein. Georg ist nämlich im Nebenberuf Amateurboxer."



Bunte Chronik



*** Ein schlauer Trick.** Der Direktor eines Theaters in Moskau, der schlechte Geschäfte machte, ließ eines Tages am Eingang ein Plakat anbringen, auf dem zu lesen stand: „Heute abend wird zum Schluß der Vorstellung unser Orchester eine Extranummer spielen. Sollte jemand da sein, dem diese Nummer nicht gefällt, dann braucht er es nur zu sagen. Er erhält nicht nur sein Eintrittsgeld zurückgezahlt, sondern noch eine Summe Geld, die zehnmal den Wert hat." Das Theater war an dem Abend überfüllt. Als die Vorstellung beendet war, stieg die Spannung der Besucher aufs höchste, sank dann aber unter den Gefrierpunkt, als das Orchester die bolschewistische Volkshymne zu spielen begann.

Lustige Rundschau



*** Der Grobian.** Älteres Mädchen, das einem Angler zusieht: „Verlieren Sie nicht mal die Geduld, wenn keiner anbeißt?" — Angler: „Nee — Sie?"

*** Prompt.** „Denke dir einmal, Lotte saß gestern mit dem Sohne ihres Chefs im Auto — und heute ist sie schon . . ." „Verlobt?" — „Nein — geflogen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg